

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräsident von Eschborn gab ein glänzendes Abendfest. Schon neigte sich das Gastmahl zum Nachtmahl, als ein Lärm im Vorsaal entstand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speisezimmer streitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein stämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reisefleide. Der Präsident erschrock, sprang auf, lief ihm entgegen, und sagte mit leiser, ängstlicher Stimme: „Um's Himmelswillen, Bruder! wo kommst Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willst Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir speisen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' still wieder fort, und komm' morgen wieder!“

Der ungebetene Gast wollte sich schweigend zurückziehen; aber Raimund, ein vielgeltender Hausfreund des Präsidenten, eilte von der Tafel herbei, mischte sich in die Sache, und stellte vor: es sey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht gesehen, an der Thür abzuweisen. Er sprach so laut, daß es der speisenden Gesellschaft ver-

nehmlich wurde. Sogleich forderten verschiedene vornehme Gäste den Wirth auf, seinen Bruder am Tische Platz nehmen zu lassen.

Valentin Eschborn, ein wohlhabender Gutsbesitzer, machte der Gesellschaft seinen Bückling, setzte sich, und sagte mit einer kräftigen Stimme, dergleichen man in den geselligen Kreisen der feinen Welt selten donnern hört, zu dem Präsidenten: „Du darfst nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carneval, oder sonst aus langer Weile hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterschrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt wegen einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob sich der ungenannte Brieffsteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erst im Monat Februar leben, in den April geschickt hat.“ — Herr von Eschborn versicherte: er wisse nichts von der Sache. „Sie wird sich morgen wohl aufklären;“ fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln.“

Die hohen Herrschaften ließen sich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthschaft, und gaben aus großstädtischer Unkunde derselben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen sey, über Brand im Weizen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit seiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!“ — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weizens sey, die man schon vor ein paar tausend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tabackspflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präsidenten, ein stolzes, überfluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten nachlässigen Tone nach seinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!“ rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Friß sticht die hübsche Müllerstochter in's Auge. Ich werde dem Blizjungen wohl mein Vorwerk Rulthel abtreten müssen, damit er dort wirthschaften und das Mädchel heirathen kann.“

Die ganze Familie von Eschborn (die außer den schon aufgetretenen Personen noch aus der Gemahlin des Präsidenten und einem erwachsenen Sohne bestand) ward schamroth, daß vor der erlauchten Gesellschaft, die sich theils taub stellte, theils verlegen auf den Teller sah, ein so ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine versuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie scherzen, Herr Dunkel!“ sagte sie. „Besser Friß wirft sich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle so bescheiden und verständig seyn, wie Göthe's schöne Müllerin, die einem Edelknaben, der sie in eine stille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
 Das geben Geschichten!
 Denn wer die artige Müllerin küßt,
 Auf der Stelle verrathen ist.
 Euer schönes dunkles Kleid
 Thät' mir leid
 So weiß zu färben.
 Gleich und gleich! so allein ist's recht!
 Darauf will ich leben und sterben.
 Ich lobe mir den Müllerknecht,
 An dem ist nichts zu verderben.“

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. Nur Valentin sagte ernsthaft: „Mein Fritz ist kein Edelmann; das löbliche Gleich und Gleich wird also durch seine Verbindung mit der tugendsamen Tochter eines wackern Mühlmeisters keinesweges verlegt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da sie bereits bis zur Verlobung gediehen ist.“

„Darüber sprechen wir morgen!“ murmelte der Präsident, und setzte sein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, hastig wieder auf den Tisch.

Es entstand eine tiefe Stille; der vornehmste Gast erhob sich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eschborn führte seinen Bruder bei Seite und sagte mürrisch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen: schlaf indessen im Gasthof aus, und stelle Dich morgen zum Mittagessen bei mir ein. Gute Nacht!“ Damit kehrte er ihm den Rücken und eilte nach dem Tanzsaal, wo schon die Geigen gestimmt wurden.

Valentin entfernte sich gern. Als er aus dem Speisezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Gestalten, die ihm, wie Güterbeschauer, scharf auf die Hände und Taschen sahen. Er wunderte sich darüber, denn es ahnte ihm nicht, daß diese aufmerksamen Beobachter vorsichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präsidenten sein bei ihnen versehtes Silbergeschirr zu dem festlichen Abend gegen eine Erkenntlichkeit geliehen hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrsam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu essen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schläge der zwölften Stunde in des Präsidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf sich warten zu lassen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tische gebeten sey, lachte der Mensch laut auf und sagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!“

„Mit dem Mittagessen?“ fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagessen!“ spottete der Buntrock ihm nach. „Wir speisen täglich erst um fünf Uhr, und besonders heute, da die Herrschaft noch schläft, und vermuthlich erst um drei Uhr frühstücken wird.“

Mit Erstaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gasthof gesucht hatte.

Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen,“ sagte Raimund dort, „ohne längern Verzug gestehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfangen. Der Gegenstand, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, ist Ihres Bruders glänzendes Glend. Ich bin erst sechs Wochen hier in der Stadt und eben so lange sein Hausfreund; aber ich kenne seine Lage vollkommen. Der sorglose Weltmann, der allzu nachsichtige Hausvater ist ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen.“

„O, mein armer Bruder!“ rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern.“

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;“ versetzte Raimund. „Im nächsten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und seine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Gold erschöpfen. Frau und Tochter verschwenden unermesslich in Kleidern und Schmuck, und

er sieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel seiner Eltern, verliert ungeheure Summen in Spielhäusern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, schilt ihn nicht, sondern setzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erscheinen. Der junge Wüfling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer diesen Künsten ist aber jeder Schulknabe gelehrter als er, und ich begreife nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Eltern nicht mehr unterstützen können, sein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit sich ein Bissen Brod verdienen läßt, nichts versteht.“

„Das ist ein Jammer!“ seufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß der Mensch noch was Tüchtiges lernt.“

„Allerdings!“ sagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachsene Herr nicht, weil er sich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wissens gleich steht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geschickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen solchen Mann habe ich schon ausgemittelt. Er war Schulrektor eines Städtchens, legte aber sein Amt nieder, weil ihn seine Vorgesetzten zwingen wollten, noch in seinen alten Tagen die sogenannte Turnkunst zu lernen, und sich vor allem Volke mit seinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu schießen.“

Valentin mußte, so betrübt er war, über diese obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen sehr zweckmäßig. Er zweifelte blos, daß sich sein Bruder, der nur unnütze Ausgaben zu machen gewohnt sey, zu einer nützlichen entschließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorstellun-

gen dahin bringen werden;“ erwiderte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tische, führen ihn nach dem Essen bei Seite und waschen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen seine fürstliche Wohnung aufgeben, seine schwelgerischen Gastmähler einstellen, den Postzug abschaffen, die Hälfte seiner überflüssigen Bedienten verabschieden, der Verschwendung seiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und so weiter. Ich werde das Wort führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unsere gute Meinung wird durchdringen.“

Der Kampf war hart; der Sieg unvollständig. Herr von Eschborn war zu keiner Einschränkung seines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er sich dadurch, wie er sagte, dem Spott der Stadt aussetzen würde. Auch erklärte er: es sey ihm unmöglich, den Haustyrannen zu spielen, und seine Gattin und Tochter wegen ihrer ausschweifenden Puzliebe zu schelten.

„Ei, das ist Schwäche!“ fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der ist ein Narr, kein weiser Mann.“

„Eigene Poesie?“ fragte der Präsident spitzig.

„Dessen kann ich mich nicht rühmen;“ entgegnete Raimund. „Es ist ein alter Kernspruch voll Kraft und Wahrheit.“

„Immerhin!“ sagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen schmücken sich gern; man muß ihnen den Willen lassen.“

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerspruch

zuletzt genehmigte, war die Anstellung des vorgeschlagenen Hauslehrers.

Sobald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hause waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm bestimmten Hofmeister vor und bat, indem er ihm zugleich die Backen streichelte, sich diese Anstalt hübsch artig gefallen zu lassen. Das versprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm sofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Rasch zog Papachen den Beutel: denn diese Kleinigkeit vertrat ja gleichsam die Stelle der Zuckerdüte, womit man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn sie zum ersten Male in die Schule gingen, beschenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magister Ambrosius, den das Turnwesen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrstelle und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Fünfziger und hatte das abschreckende Ansehen eines finstern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein schlauer Zögling merkte das bald, und betrug sich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als sich der junge Herr genothdrungen sah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da entdeckte ihm Achilles, daß er seit fünfzehn Monaten heimlich verheirathet, auch bereits Vater sey, und sich eben jetzt in der peinlichsten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen solle, indem sie der Hauswirth, bei dem sie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, sondern eben gedroht

habe, sie nach Verlauf einer Stunde auf die Straße hinauszustoßen. — Dieses klägliche Bekenntniß schloß das bartlose Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeister ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, seine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das ist ein sehr bedenklicher Casus!“ sagte der staunende Magister. „So jung und schon Hauskrenz! — Und das soll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das ist gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein schweres Gericht über uns ergehen. Erwägen Sie das, Eheuerster!“

Achilles stellte vor: des Magisters Wohnraum sey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und seine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, sich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hause viel zu schaffen zu machen. Ambrosius antwortete nicht, ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab und schob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entschlossen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend sind, führe ins Haus!“ Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen sie Rath, auf welche Weise die geheime Einwanderung am klügsten anzustellen sey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;“ sagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?“ — „Unter meinem Mantel!“ rief der Alte rasch, und war so heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmste Geschäft vor sich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden Achilles übervoller Gewandkammer unter die Flügel seines grauen Mantels und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachsen, sah sie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und schlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten später folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorsaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Besuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambrosius nahm sich vor, mit möglichster Geschwindigkeit wie durch ein Feuer hindurchzustürzen. Herzhaft riß er die Thür auf und that einen Riesenschritt über die Schwelle. Doch im Begriff, den zweiten zu thun, erblickte er mit Entsetzen den Präsidenten, der eben, um sich von Staatsarbeiten zu erholen, mit dem Affen spielte. Ambrosius sprang zurück. Aber der Präsident sah ihn und rief: „Wohin? wohin?“ Der arme Magister mußte wieder vorrücken und Rede stehen.

„Was machen Sie denn heute für sonderbare Geschäfte?“ fragte Herr von Eschborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Paß unter dem Mantel aus dem Hause gehen sehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?“

„O nein, Herr Präsident!“ antwortete der Magister mit gezwungenem Lächeln. „Junggesellen-Wirthschaft — ein bißchen Wäsche — ein armer Hagestolz muß in Allem sein eigener Heber und Leger seyn.“

„Aber die Wäsche lebt ja!“ sagte Herr von Eschborn, denn das Kind bewegte sich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden“ — stammelte der Alte — „ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfrost schüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäsche zu entladen.“

Unter diesem Vorgeben wollte er entwischen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leise zu quäcken.

„Ha! nun schreit die Wäsche sogar!“ rief der Präsident. „Diesß Naturwunder muß ich sehen!“ — Hiermit riß er des Magisters Mantel auf, und das Kind, das sich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke sogleich beruhigte, war so artig und in aller Unschuld so schlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Wesen?“ fragte er stutzig.

„Mir, mir!“ schrie Ambrosius, und floh mit großen Sprüngen nach seinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eschborn und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha sitzend, sprang erschrocken auf; der Präsident entdeckte mit dem ersten Blick das weibliche Geschlecht in Mannskleidern; doch enthielt er sich, ein stürmisches Verhör sogleich zu beginnen. Er sagte ganz gelassen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu sprechen, Achilles!“ Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der sich als den mächtigen Abgott seiner Aeltern kannte, folgte getrost. Das Geheimniß seiner Vermählung und Vaterschaft war ihm schon lange wegen der oft unerschwinglichen Kosten der stillen Wirthschaft beschwerlich gewesen; er bekannte daher, als Vater und Mutter vereint die Untersuchung anhoben, auf der Stelle die Wahrheit. „Ei, du loser Vogel!“ sagten sie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwittwe war, so erklärten sie: die unstandesmäßige Heirath müsse getrennt werden. Achilles zuckte schweigend die Achseln, um sich für jetzt in keinen Streit einzulassen; doch war er — denn es ist billig, daß

wir die seltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu sagen, hier ergreifen — im Herzen entschlossen, sich der Scheidung von seinem guten und schönen Weibchen, das er durch allerhand Listen und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indessen das Haus schleunig wieder räumen und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichster Stille, um Aufsehen zu vermeiden; aber die Geschichte war dennoch stadtkundig und in hohen und niederen Gesellschaften viel belacht.

Noch mehr belustigte die Spötter ein anderer spaßhafter Vorfall, der sich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präsident hatte eine geheime Freundin, die es trefflich verstand, ihm durch Sprödehün immerfort Geschenke abzdringen. Er bat sie während des Carnevals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu besuchen; sie entschloß sich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieser Lustbarkeit einen neuen seidnen Mantel versprach. Sie liebte rosenroth; er ließ daher einen solchen mit silbernen Fransen verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verstoßen ins Haus. Der Präsident schlug das wohlgelungene Prachtstück sauber ein und legte dazu ein Briefchen, worin er, um seinem Liebchen sogleich auf der Redoute kenntlich zu seyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beschrieb. Er versiegelte sodann das Packet und verschloß es in seinem Schreibeschranke, um es des folgenden Tages abzusenden.

Aber die Präsidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem schon mehrmals von ihr erprobten Nachschlüssel,

löste geschickt das Siegel des Umschlags, nahm den rosenfarbenen Domino nach Lesung des Briefchens heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Borrath hinein, und brachte dann alles wieder so schön in Ordnung, daß jede Spur des geschehenen Tausches verschwand. Als ihr Gemahl nach Hause kam, betrug sich die Meisterin der Verstellungskunst heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den seidenen Wechselbalg enthielt, durch seinen vertrauten Liebesboten der schönen Freundin zu übermachen.

Die Präsidentin stellte sich den ganzen Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute sich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute sicher zu seyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er selbst über heftiges Kopfwel, und äußerte Sehnsucht nach seinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem übrigen trennte. Freundlich wünschten sie einander gute Nacht. Er aber schlich, um sich in der That eine gute Nacht zu verschaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hause.

Im Maskensaale sah er sich überall nach seinem rosenfarbenen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen und flüsterte ihm ein paar unverständliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, stürzte sich fliehend in einen Trupp von Masken; denn das blaue Fähnchen schien ihm bekannt; er dachte, seine Frau spucke darin. Im dichtesten Larvengetümmel wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angstvoll im Saale auf und nieder, und schielte behutsam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam seine Rosenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte sie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, und führte sie in eins der Zimmerchen, die sich zu geheimen Unterredungen

bestimmt neben dem Tanzsaale befanden. Hier bat er sie sogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte sie Anstalt dazu; er lauerte sehnsüchtig, das Purpurmündchen, sobald es enthüllt seyn würde, zu küssen; hu! da wetterleuchtete das zornrothe Gesicht seiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er diesen Minnesold empfing und vor Schrecken die Sprache verlor, erschien der blaue Domino, der ihn eifersüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präsidentin, ihres Standes vergessend, schloß mit den gemeinsten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; diese vergalt Gleiches mit Gleichem; sie fielen einander in die Haare; der Präsident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und raufeten sich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahllosen lachenden Zuschauern umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Diese Raßbalgerei, die schnell, mit allen vorausgegangenen Umständen, der ganzen Residenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präsident und seine Familie standen, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache, daß er seine Laufbahn als Abschreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienstchen erschlichen, immer höhere Stellen erkrochen, und sich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt sich nicht austreiben;“ setzte man hinzu. „Es ging der Frau Präsidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einstmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geschmückt und einen Scepter

in der rechten Kralle, faß er majestätisch auf dem Throne und hielt eine feierliche Rede an seine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haschte sich ein in der Nähe laufendes Mäuschen.“

Auch Hermine machte sich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Gespräch der Stadt. Der Magnetismus (dessen Werth und Nutzen wir übrigens weder bestreiten noch verfechten wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unser Fräulein schlug sich aus Eitelkeit zu diesem Häuflein, um sich einen berühmten Namen zu machen. Derselbe Wunsch beseelte den Doktor Dompfaff, einen noch sehr jungen Mann, der sich auf die thätigste Weise mit magnetischen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines so vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm suchte. Aber nichts weniger als krank, spielte sie blos eine Posse mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei so treulich, wie bisweilen die Taschenspieler unter den Zuschauern vertraute Personen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine sah während des magnetischen Schlafes mit der Nase und mit Händen und Füßen, doch natürlicher Weise nur Dinge, die sie zuvor mit ihren Gehülfsinnen verabredet hatte. Diese hielten ihr zum Beispiel ein aufgeschlagenes Buch vor die große Zehne, und die vorgebliche Heilseherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weissagte sogar, und verordnete sich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, sondern auf dem Obstmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man Hug werden können; allein

man ward es nicht. Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellscher, sprach von der Possenspielerin mit arglosem Erstaunen.

So, wie ein Wunderwesen, in Ruf gekommen, bildete sie sich nicht wenig darauf ein, war in Gesellschaften sehr vorlaut, und entschied frisch und fest über Alles. Ganz feltfam und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geschlechts durchaus widersprechend, äußerte sie sich unter andern über einen eben damals geschehenen, von allen rechtlichen Menschen verabscheuten Meuchelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber sie that es durch einen Umweg, indem sie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieser Ausspruch von weiblichen Lippen empörte den gesunden Menschenverstand und zog Hermine noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greises Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müsse bei jener unsinnigen Lobpreisung des Verbrechers der Geschlechtstrieb im Spiele seyn.

Indessen war Hermine durch die sich selbst verordneten köstlichen Arzneien völlig genesen. Freudig schrieb Doktor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach seinen Gedanken gelungene magnetische Wunderkur, und eignete solches dem Landesherrn zu. Der Fürst las es, ließ den Präsidenten rufen, und sprach zu ihm: „Ich erhielt gestern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter eine sehr unanständige Rolle spielt. Sie hat offenbar ihren schwachsinnigen Arzt zum Besten gehabt. Das möchte seyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich sehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den anatischen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutschland

unerhörte That verübte, in allen Gesellschaften vertheidiget, als einen edlen Menschen erhebt, und Beifall und Nachsprecher findet. Wohin soll das führen? Soll der wälsche Banditendolch in Deutschland einheimisch werden? — Mich dünkt, Herr Präsident, Sie haben Ihre Kinder schlecht erzogen. Selbst von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie sich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anstößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen lassen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den Wunsch, daß Sie sich, um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entschließen möchten, Ihr Amt niederzulegen.“

Bleich und zitternd kam der Präsident nach Hause. Erschrocken fragte seine Familie: was ihm bei Hofe begegnet sey. Er entdeckte nun des Fürsten Aeußerungen über Herminen, doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit schönödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achseln und machte sich wenig daraus.

Aber der Vater war, seiner selbst wegen, in Verzweiflung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen sollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er sich einige Tage zuvor heftig entzweit, und sich nicht nur alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten, sondern auch fernere Besuche verboten. Der Bruder war auf's Land zurück gegangen. Wem sollte der unglückliche Präsident sein Leid klagen? Von allen seinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu stocken anfangen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsministern; er wollte sie bitten, sich für ihn bei dem Fürsten zu verwenden; doch nirgends

ward er vorgelassen. Es war Abend; er ging nach dem Casino, um sich zu zerstreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm schon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hause; dort neues Schrecken! Der Vorsteher einer bedeutenden Landeskasse harrete seiner mit ängstlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu sprechen. „Herr Präsident,“ sagte der beiseit geführte, ganz verstört aussehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kasse morgen gegen Mittag eine Untersuchung bevorstehe. Angstvoll bitt' ich Sie deshalb um schleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh. Gefangenschaft und Verlust meines Amtes sind sonst mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchst ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangscheine mein Schicksal zu mildern suchen.“

„Um Gottes willen, nein!“ rief der Präsident. „Ich schaffe Rath — noch in dieser Nacht — seyn Sie ruhig, und verlassen Sie mich, damit ich Anstalten treffen kann.“

Der Kassier entfernte sich, obwohl wenig getröstet, weil er die versprochene schnelle Wiedererstattung der ihm abgedruckenen Summen, die sich über zehn tausend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entschloß sich der Präsident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Uebermuth sein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf sich in des edlen Marnes offene Arme, und schüttete seine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;“ sagte der großmüthige Freund, schloß seinen Schreibtisch auf und nahm Papiere heraus. „Hier sind hinreichende Wechsel, den Kassier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen

Sie den sorgenvollen Mann!“ — Der Präsident, bis zu Thränen gerührt, stammelte Dank. „Fassen Sie sich!“ unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Lassen Sie mir aber fünf bis sechs Tage Zeit. Ich werde mich indessen mit meinem Plane zur Verbesserung Ihrer Lage beschäftigen.“

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präsidenten wieder nach der Stadt. Valentin kam; sie unterredeten sich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und besuchten ihn dann, um ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft schien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, sein Mißvergnügen zu verlautbaren, sondern begann sogleich: „Ich versprach Ihnen, Herr Präsident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinth, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fordern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichsam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Namens vor Ihnen stehe. — Es ist daher, eh ich mich weiter zu ihrem Rathgeber aufwerfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken.“

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann, hinterließ bei seinem frühzeitigen Absterben eine Wittve und drei Söhne. Ich, der zweite derselben, hatte ohne mein Verschulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu seyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Diesen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er spielte den Herrscher und legte die Hände in den Schooß; ich aber

musste, da die Mutter keinen Dienstboten halten konnte, die unangenehmsten und beschwerlichsten Hausarbeiten, zum Beispiel Wassertragen und Holzspalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch so klein war, daß er mir nicht beistehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anstrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer gescholten, und bekam oft in den Eßstunden nichts als Brod und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der Mutter zu Tische saß und irgend ein Leckerbisslein verzehrte.“

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends saß ich von ihr unbemerkt in einem dunkeln Winkel; da warf sie sich vor dem Krankenbette nieder und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu lassen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt schlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hause, fiel unter dem gestirnten Himmel auf die Knie und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitt meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hause des Hasses und der Verachtung zeigen. — Als ich so gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunsche, nicht wieder zu erwachen.“

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum. Mir erschien die Lichtgestalt eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gasthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findest du einen Fremdling, der eben abreisen will. Bitt' ihn, dich zu seinem Diener anzunehmen; er wird es thun und dich glücklich machen. — Das gesagt, verschwand der Engel; ich erwachte, schlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum sey, flugs wieder ein.“

„Bald darauf versetzte mich ein neuer Traum hin an den Gasthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bespannter und schon bespannter grüner Reisewagen stand vor der Thür, und bei demselben ein Mann von hoher ansehnlicher Gestalt. Ich brachte mein Gesuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben sich in den Wagen, der Postknecht stieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus.“

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum schien mir nun ein Wink Gottes; ich kleidete mich geschwind an; Mutter und Brüder schliefen; ich beugte mich mit strömenden Thränen über sie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für sie, sprach ein leises Lebewohl, und schlich still aus dem Hause.“

„Der grüne Reisewagen stand richtig vor dem Gasthose; aber der Fremde war noch oben in seinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf und fand mit Erstaunen denselben Mann, mit dem ich im Traume gesprochen hatte. So gleichsam schon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienste an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutsch: Du gefällst mir, und ich könnt' ein solches Bürschlein wohl brauchen; aber ohne Vorwissen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: sie würden sich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume. Der Fremde sah mich scharf an und sprach: Hättest du kein so ehrliches Gesicht, so hielt ich das alles für Märlein: doch deinen frommen, schuldlosen Augen muß ich glauben, und so geschehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reise ging fort.“ —

Der Präsident, der sich bei mehreren Stellen dieser Er-

zählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, sprang jetzt auf und sagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Ist das nicht ganz die Geschichte unsers seit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?“

— „Das dünkt mich auch;“ erwiderte Valentin: „ich war aber damals noch sehr jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß.“ — „Mir desto heller!“ sprach der Präsident. „Gerade so war, als wir eines Morgens erwachten, unser guter Heinrich verschwunden. — Doch mit freudiger Ahnung sagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du bist's, mein Freund, mein Retter!“

„Ja, ich bin Heinrich Eschborn!“ rief Dieser, und fiel mit nassen Augen seinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten sie sich lange umschlossen. Der Präsident machte zuerst seinem Herzen Luft. „Ich danke Gott,“ sprach er, daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhause zufügte, abbitten kann. Du verfuhrst vorhin in deiner Erzählung sehr schonend mit mir; ich habe schlimmer, viel schlimmer an dir gehandelt.“

„Und alles, alles vergab ich dir tausendmal;“ sagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Jugend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als seinen Sohn — war ein englischer Kaufmann, der von London aus in Ost- und Westindien große Geschäfte machte, und sich Jahre lang bald in Asien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich so werththätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigsten Jahre ward ich

der Gatte seiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Westindien. Ich regte mich lebhaft und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderlose Ehe trennte, und fast zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London starb, da fühlte ich mich in jener Weltgegend einsam und verlassen, und sehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Aufenthalt, theure Brüder, schon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingelesen; darum nahm ich meinen Weg stracks hierher, und stellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Namens vor. Aus verschiedenen Gründen trug ich sie länger, als ich Anfangs gesonnen war, und die Vorsicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnsucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, ist euch bekannt, und über meine Reisen wollen wir künftig einmal bei besserer Muße sprechen.“

„Ja, Kinder!“ rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hause.“

„Unser Bruder,“ sagte Heinrich zu dem Präsidenten, deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Residenz kannst du, nachdem dir der Fürst den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, mit Ehren nicht länger bleiben. Gib also deine Stelle unverzüglich in seine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg ist nach seiner Beschreibung so geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magst du studieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten ist Müßiggang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beschäftigen, damit besonders

Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, sich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetische Poffen zu treiben, und über Meuchelthaten unverständlich zu schwätzen. Valentin will den beiden Geschwistern ein ungebrautes Stück Land anweisen, das sollen sie sich mit eigenen Händen zu einem Garten umschaffen. Achilles nimmt überdies seinen Hofmeister mit auf's Land, und holt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule versäumte. Sein Weibchen lassen wir ihm, ohne weitere Rede von Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochter wird als Braut und künftige Hausfrau unsers Neffen Fritz liebreich anerkannt und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigest du diese Bedingungen, lieber Wilhelm, so enthebe ich dich von diesem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürstlichen Amtsgehalt bezogst, und vererbe dereinst mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder.“ —

„Edler, großmüthiger Bruder,“ sagte der Präsident, „ich erkenne mit innigster Dankbarkeit, daß du Böses mit Gutem überschwänglich vergelten willst. Ich für meine Person bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — sie lieben das Landleben nicht — sie werden sich kaum von der Residenz losreißen können.“

„Poß Wetter!“ rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menschenfresser! Und es ist da alles so lustig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt seyn, als immer in eurer steinernen Welt leben, wo man keinen Grassalm zu sehen bekommt.“ —

Die Brüder verließen den Präsidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abschiede von der Hauptstadt vorzubereiten, und sich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegenzustellen.

Mit schwerem Herzen rief er seine Familie zusammen und eröffnete seinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund sich ihm als sein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — schrie die Präsidentin auf: „Der alte Grillenfänger dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine schöne Eroberung gemacht!“

„Allerdings!“ versetzte der Präsident: „Bruder Heinrich kommt aus Westindien, und hat dort viel Reichthümer erworben.“

„Ei, wenn das ist,“ sagte sie, so sey er uns willkommen!“

„Willkommen! willkommen!“ fielen Achilles und Hermine wie ein Chor ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der Westindier mit Geld herausrücken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünschungen über Verwünschungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?“ rief die eitle Bierzigerin: Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern sieht, nur Kühe brummen hört?“ — „Und wir,“ kreischten Achilles und Hermine, „wir sollen das Grabscheit in die Hand nehmen und wie Tagelöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!“

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete der Präsident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem sein Herr sagte: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Da sprach der Haushalter zu sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir: graben mag ich nicht und schäme mich zu betteln.“

„Wie paßt das hierher?“ fragte die Präsidentin etwas leinlaut.

„So wißt denn,“ sprach er seufzend, „daß mir der Fürst, als ich neulich bei ihm war, meine Entlassung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Residenz ist uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern.“

Sie erstarrten; er aber ging schweigend fort, um sie heilsamen Betrachtungen zu überlassen.

Die Endfolge derselben war, daß Noth Eisen brach, und sie einstimmig beschlossen, sich ins ländliche Elend zu verweisen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anstand auf's Dorf ziehen;“ sagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrschaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verlust der westindischen Gelder, wieder zu eröffnen.“

Als sie hierauf ihren Entschluß, in Valentins Burg künftig zu hausen, bestimmt erklärt hatten, reiste der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang seiner Gäste vorzubereiten.

An der Gränze seines Gebiets erwartete sie der Schulmeister und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrschaften kam; der Schulherr fing an, eine wohlgesetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit so wilder Ausgelassenheit ins Gesicht, daß er gleich im Eingange stecken blieb und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beschämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze stehenden Pfeifer und Geiger spielten, als sich der Zug in Bewegung setzte, einen Marsch. Hermine schrie aus dem Wagen heraus: sie sollten schweigen; dergleichen abscheuliche Musik sey nicht zu ertragen. Aber

die tonkundigen Männer ließen sich nicht stören. Das Fräulein hielt sich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit seiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präsidentin und Herminen! Sie mußten sich, um den Westindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstochter sehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Königinnen des Festes gleichsam die Hofdamen spielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Plage vor dem Schlosse gab, und wozu die ganze Dorfschaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die besten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein solcher Bestris nach dem andern und forderte Herminen mit der Anrede: „Hei! lustig, Frölen Muhme!“ zum Tanz auf. Sie mußte sich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpisch genug herumschwenken lassen; als aber auch die übrigen Bursche gleicher Ehre begehrten, schützte sie Krankheit vor, und zog sich in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger stolz war, kam mit den Landmädchen besser aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eifersüchtigen Mühlknappen seine Tanzkunst scharf bekrittelten und ganz verächtlich davon sprachen.

Nach der Hochzeit bestand der Westindier darauf, daß die Geschwister die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein lustiges Schauspiel, wenn Achilles, modisch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anstrengung vor sich her schob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenschirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes

hier und da aufgeschossene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köstliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verspotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geschwister arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge sie dort gesehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Familie von Eschborn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Fariobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und besucht die bestimmten Lehrstunden des alten Magisters nicht nur recht gern, sondern begehrt auch oft Verdoppelung derselben, weil er indessen das Grabscheit und den Schubkarren ruhen lassen kann. — Hermine fühlt sich durch die Landluft so gestärkt, daß sie magnetische Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten schon einen reichen Landedelmann, mit dem sie sich nächstens vermählen wird. — Selbst der Präsident, der vor Kummer und Sorgen sehr gealtert hatte, verjüngt sich ganz, und raucht sein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenster hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt befürchten darf, von lauernden Manichäern gesehen und überlaufen zu werden. — Aber seine Gemahlin sehnt sich rastlos nach den Schauplätzen und Prunkfesten der Hauptstadt zurück, und gibt den Vorsatz nicht auf, im nächsten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzsucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird, das steht zu erwarten.